

Herr, Dir in die Hände*

Liebe Heimatgemeinde St. Bernhard,
 aber besser gefällt mir:
 Liebe Kirche St. Bernhard;
 denn „Kirche“
 kommt vom Wort Kyrios, Herr (vgl. 2 Joh 1).

St. Bernhard ist ja meine Mutter-Kirche. Hier bin ich getauft, hier bin ich aufgewachsen, hier hat sich das entscheidende erste Drittel meines Lebens abgespielt. Ich brauche nur vorzuschauen zum Hochaltar, um mich zu erinnern, wie ich als kleiner Ministrant mit aller Anstrengung das schwere Messbuch die Stufen auf und ab getragen habe – und meine Mutter konnte da hinten < → > nicht mehr beten vor Sorge, mich gleich stürzen zu sehen.

Aus den vielen Erinnerungen will ich eine herausgreifen, die mein Leben besonders geprägt hat: die Gestalt unseres Stadtpfarrers Dr. Albert Kieser. Denn er wurde als Stadtpfarrer von St. Bernhard im gleichen Jahr 1923 eingesetzt, in dem ich in der Oststadt geboren wurde. Und als Monsignore Dr. Kieser drei Jahrzehnte später in den Ruhestand ging, hatte er mich 1952 noch als Neupriester in seine Pfarrkirche – über einen wunderbaren Blument Teppich – zum Primizamt hineinführen können. Das war also vor 60 Jahren.

I.

Heute will ich aber dankbar erzählen, wie ich Dr. Kieser etwa 20 Jahre früher, also in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg erlebte.

Als ich 1929 in die 1. Volksschulklasse in der Tulla-Schule gekommen war – damals begann das Schuljahr noch zu Ostern –, wurde ich in diesem Sommer schwer krank. Alle medizinischen Anzeichen sprachen dafür, dass ich nur noch wenige Tage, wenn nicht nur noch Stunden zu leben hätte. Da riefen meine Eltern den guten Stadtpfarrer Kieser mit der Bitte mir die letzte Ölung zu spenden. Er kam ans Krankenbett, sprach mit mir und meinte dann zu den Eltern: „Das Kind ist für religiöse Dinge aufnahmebereit; der Hans kann schon gut unterscheiden zwischen gewöhnlichem Brot und der heiligen Kommunion. Ich bin bereit, ihm die erste heilige Kommunion zu bringen.“ In der folgenden Nacht konnte ich tief schlafen, und am Morgen war, entgegen allen ärztlichen Voraussagen, die Krise überwunden.

* Predigt in Karlsruhe, am 15. Juli 2012 anlässlich des Diamantenen Priesterjubiläums.

Einige Tage später nahm mich meine Mutter mit nach St. Bernhard, und zum Dank zündeten wir dort drüben < ↑ > eine große Kerze an.

In den kommenden Jahren erlebte ich als Ministrant unseren Stadtpfarrer aus der Nähe. Das lateinische Staffolgebet verstand ich kaum. Doch wenn der verehrte Herr Stadtpfarrer beim Confiteor tief verbeugt und fast dröhnend an seine Brust schlug bei den Worten „mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa“ – „meine Schuld, meine Schuld, meine übergroße Schuld“ –, dann wurde mir etwas ganz Wesentliches klar: „Sünde“ muss etwas Großes, ganz Wichtiges sein. Offenbar geht es da um etwas, was nicht vor Menschen, sondern unter den Augen Gottes und für die Ewigkeit Bedeutung hat.

Damals wirkten in St. Bernhard fünf oder sechs Kapläne: Ganz selbstverständlich war da täglich, also auch an jedem Werktag, eine hl. Messe um 6, 7 und 8 Uhr und um 10 Uhr für Alte und Kranke. Als Ministrant wurde ich jeweils für eine Woche eingeteilt, immer für eine der Frühmessen - vor Schulbeginn. Wenn ich da zur 6 Uhr Messe in die Sakristei kam, dann kniete Stadtpfarrer Kieser schon lange auf seiner Kniebank – dort vorn < ↔ > links – und betete sein Brevier. Seine Worte habe ich vergessen, nicht aber das Zeugnis seines frühmorgendlichen Betens.

Und noch etwas ist mir unvergesslich: Während der Messfeier knieten wir zwei Ministranten – manchmal zusammen mit dem jetzigen Geistlichen Rat Wilfried Kirn - bei der Wandlung in der Mitte hinter dem Priester und läuteten mit unseren Schellen. Die Art und Weise, wie da unserer Stadtpfarrer nach den Wandlungsworten die Kniebeuge machte, dann die Hostie hochhob und dann nochmals niederkniete, brachte mich zu der festen Überzeugung: Der glaubt wirklich selbst an das, was er uns über die wahre Anwesenheit des Heilands im Eucharistischen Brot erklärt hat.

II.

Gerade in der Nazizeit der 30er Jahre gab es also ein lebendiges, blühendes religiöses Leben in unserer St. Bernhardus-Pfarrei. Doch nicht alles war ideal. Ich wünschte mir nicht einfach jenes kirchliche Leben zurück. Und weil es heute Kreise gibt, die meinen, alles sei vor dem Konzil besser gewesen, will ich einiges nennen, was mich damals besonders störte.

Zuerst zur Hl. Schrift: Wie viel besser kennen wir heute die heiligen Schriften des Neuen und des Alten Bundes. Früher waren ja alle Lesungen und alle Gebete auf Latein. Und in den lateinischen Bibelausgaben war am Rand angegeben, welche Abschnitte des Alten Testaments man besser meiden sollte. In der Kirche benutzte man nur Gebetbücher, und in der Schule lernte man die Heilige Schrift nur kennen in Büchern mit sogenannten „Biblischen Geschichten“.

Jetzt zur Messfeier: In ganz schlechter Erinnerung habe ich da die vielen Privatmessen, die mehrere Priester gleichzeitig nebeneinander zelebrierten. Was für ein Fortschritt ist es, dass wir heute auch hier gemeinsam um den einen Altar stehen können.

Ein anderes Beispiel sind die Paramente: Auch da möchte ich den Befürworter der „guten alten Zeiten“ sagen: Ihr wisst gar nicht mehr, wie vieles da gar keinen Sinn mehr hatte. Etwa der kleine Manipel, der ursprünglich eine Art Taschentuch oder Handtuch war. Er musste während der Messe am linken Arm in Form eines farbig, bunt bestickten Seidenbandes getragen werden. – Immerhin, das Weglassen dieses Manipels war nur „materia levis“, das hieß, man konnte dadurch gar keine „Todsünde“ begehen. – Doch auf die ganze damalige Moraltheologie mit ihrer Unterscheidung der Schwere der Sünden und mit den damit verbundenen Ängsten und Skrupeln will ich am heutigen Festtag nicht eingehen.

Stattdessen noch etwas zum Ambo, an dem ich jetzt stehe. Wir Ministranten hatten, wie ich zu Beginn erwähnte, die Aufgabe, das Messbuch nach der „Epistel“, der Lesung, von der rechten Altarseite über die Stufen herunterzutragen, unten eine Kniebeugung zu machen und es dann nach links auf die „Evangelienenseite“ hinauf zu tragen. Nach der Kommunion erfolgte dasselbe nochmals in umgekehrter Richtung. Kein Mensch wusste, warum die linke Seite die „Evangelienenseite“ war. – Der Grund ist: Frühchristliche Kirche hatten im Grundriss die Form des Gekreuzigten, der die Arme ausbreitet. Und an diesem Bild des Gekreuzigten war dann auf der rechten Seite die Seitenwunde. Also baute man dorthin, wo die Gnadenströme aus seiner Seite strömten, den Ambo, um dort das Wort des Lebens zu verkünden – vom Kirchenschiff aus gesehen also links –, so wie es jetzt auch hier am Ambo von St. Bernhard der Fall ist. – Solange der Priester ganz vorn in der Apsis und mit dem Rücken zum Volk das Evangelium las, konnte kein Mensch den ursprünglichen Sinn auch nur ahnen.

Zusätzlich zum Tagesevangelium murmelte der Priester auf dieser so unverständlichen „Evangelienenseite“ noch ein „Schlussevangelium“ (Joh 1,14) und sprach weitere Gebete. Nach dem eigentlichen Ende der Messe wurde damit noch einmal Überflüssiges hervorgehoben, während das Wesentliche, das Hochgebet, zu kurz kam. Denn das verlief schnell und fast unhörbar. – Wie froh war ich, als diese sinnlosen Seitenwechsel und angehängten Gebete wegfielen. Ich möchte also wirklich nicht, dass alles einfach so ist wie früher.

III.

Doch wenn Sie mich nun fragen: Wie soll es in der Weltkirche und in dieser Kirche St. Bernhard, die vor 110 Jahren eingeweiht wurde, weitergehen? - Dann antworte ich Ihnen nach 60 Priesterjahren: Das weiß ich auch nicht genau.

Doch drei Dinge haben sich, so meine ich, unbezweifelbar verändert. Sie dürfen und können bei allen zukünftigen Entwicklungen nicht vergessen werden.

Erstens: Im Zeitalter des Internet müssen wir die neuen Möglichkeiten zwar ausnützen um das Evangelium zu verbreiten. Doch wir dürfen dabei nie vergessen: Medien können nie ein voller Ersatz sein für das ganz persönliche und dadurch so verbindliche Zeugnis, wie ich es z.B. bei Stadtpfarrer Dr. Kieser erlebt habe.

Zweitens: Die Dauer des menschlichen Lebens ist heute ungefähr doppelt so lang wie in früheren Jahrhunderten. Doch für die Gestaltung dieser Jahrzehnte zwischen 50 und 100 Jahren finden wir in der Heiligen Schrift kaum eine Weisung. Dafür müssen wir sozusagen neue Spielregeln finden.

Und drittens: Im Unterschied zum biblischen Menschenbild, in dem nur der Mann dominierte, wissen wir heute unbezweifelbar: Biologisch gesehen sind die relativ wenigen großen Eizellen im Schoß der Frau viel wichtiger als der männliche „Same“. Bei Pflanzen sprechen wir viel treffender vom wichtigen Fruchtknoten und vom millionenfach vorhandenen Blütenstaub. Beim Menschen verhält es sich ähnlich. Unser Menschenbild hat sich also seit dem letzten Jahrhundert revolutionär verändert, ähnlich wie sich zur Zeit Galileis unser astronomisches Weltbild geändert hat. Und damit ist ein Prozess des Umdenkens für die Rolle der Frau verbunden, auch in unserer Kirche.

Wie gesagt: Niemand von uns weiß, wie alles weitergeht.

Ich selbst bin dankbar, dass ich in einem langen Leben erfahren durfte: Unsere Kirche lebt; viele früheren Aufregungen sind längst überholt. Daran muss ich oft denken, wenn ich die Ungeduld bei jüngeren Menschen bemerke, die auf sofortige Veränderungen drängen. So vieles hat sich schon zum Besseren gewandelt –und die Menschen heute wissen es schon gar nicht mehr.

Wichtig ist allein, dass Jesus Christus nach wie vor unser alleiniger Herr-Gott ist und bleibt. In seine Hände, die Hände dieses Herrn, können wir ohne Angst auch unseren eigenen Weg in die Zukunft legen. Und so möchte ich schließen mit dem Gebet des Dichters Eduard Mörike:

In ihm sei's begonnen,
der Monde und Sonnen
an blauen Gezelten
des Himmels bewegt!
Du Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
sei Anfang und Ende,
sei alles gelegt. Amen.